

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die Ausgrabung der ersten Steinzeitdörfer.

Die Vorseitforschung war bisher über die ersten menschlichen Anhebungen, die in der Steinzeit unsere Kulturgebiete einleiteten, ganz im Unklaren, und so muktigen phantastischen Rekonstruktionen wie wir sie von Schweizer Pfahlbauten besitzen, ein falsches Bild steinzeitlicher Wohnstätten vorzuführen. Erst durch die dreijährigen Ausgrabungen des Urarchaischen Forschungsinstituts Tübingen im Moore des oberbayerischen Federleses ist es gelungen, drei Dörfer der Steinzeit aufzudecken und ein bis ins einzelne gehendes Bild dieser ältesten Kulturstätten zu erschließen. Über diese Funde, die ein ganz neues Licht auf die Urgeschichte der Menschheit werfen, berichtet Dr. Hans Reinerth in der „Menschheit“. In der jüngeren Steinzeit, also um 2500 v. Chr., waren weite Strecken des heutigen Federleses in Wäldern und Sumpfland verwandelt, und dieses sumpfige Gelände war für den Jäger und Fischer in Höhlen lebenden Steinmenschen wie geschaffen, um sich die ersten festen Wohnstätten zu erbauen und damit zur Selbstständigkeit, zum Ackerbau überzugehen. Der primitive Mensch aller Zeiten meidet den Urwald; er zieht freies Sumpfgelände dem trockenen Boden des Urwaldes vor und baut Dörfer auf Pfählen, weil die Fruchtbarkeit des Untergrundes ihn dazu zwingt; er baut aber auch gleichzeitig mitten ins Moor los. Moorhöfen. Beim Abfließen des Hochmoors in der Südpforte des Federleses-Bedens war man 1870 auf wohlhabende Balkenböden und kunstvolle Töpferwaren wie Steingeräte gestoßen. Aber systematische Ausgrabungen begannen erst 1919 und haben nun aus dem gelährbarmachten Schutthügel zwei vollständige Steinzeitdörfer freigelegt. Außer den zwei Dörfern, die an der gleichen Stelle übereinander lagen, erstreckten sich etwa 200 Meter entfernt weitere Flächen Balkenböden, die untrüglichen Spuren eines dritten Dorfes. Ein vollständiges und überaus anschauliches Bild steinzeitlicher Siedlungen ist hier zum erstenmal erschlossen worden.

Im unteren Steinzeitdorf von Niebichaden — wie der Fundort nach einem benachbarten Walde genannt wird — stehen die Wohngebäude auf Pfählen. Rundstämmen von 15–20 Zentimeter Stärke, denen man oben die Pfähelchen liess, wurden in ungefähr gleichen Abständen und Reihen in den Schlamm des Untergrundes eingetrieben. Der Kopf des Hüttenbodens wurde in die Traagauben gelegt, und wo die Gabeln nicht laneten, erstreckte man sie durch trüffige Pfähelchen, mit denen die Balkenbohlen befestigt wurden. Darüber erhob sich dann der Oberbau. Jedes Haus hatte seinen eigenen Hof und eine Plattform; zwischen den einzelnen durch 3–4 Meter breite Gassen getrennten Plattformen vermittelten Stiege die Verbindung. Die Einzelhäuser dieses unteren Dorfes zeigten drei Abschnitte: einen unüberdachten Vorplatz, einen kleinen Wirtschaftsraum mit Backstein und einen archaischen Schlafraum mit offenem Herd und Schlafbank; die beiden letzteren Räume haben Wände und Dach. Die Wand besteht aus senkrechten Bretterreihen, die wie der Balkenboden im Innern mit Lehm verklebt wurden; das in einem Fall erhaltene Dach ist mit Schilf und Rinde bedeckt und hat Giebelform. Die Inneneinrichtung besteht im Wirtschaftsraum aus dem Boden, einer überhöhten aufliegenden Feuerstelle; im Schlafraum befindet sich die 1,20 Meter breite eine Seiten- und die Rückwand des Raumes ausfüllende Schlafwand und der offene senkrechte Herd. In seltenen Fällen fand man Birkenrinne, die den Boden bedeckten oder die Zwischenwand bedeckten. Besonders die Wirtschaftsräume sind reich an Resten von Gebrauchsgegenständen, wie schönverzierten Tongeschöpfen, geschliffenen Steinäxten, Knochenmeheln und Knochenadela, vor allem aber an Hirnhornböden und steinernen Getreidemöhlen. Die Bewohner des Wohndorfes betreiben also den Ackerbau in einfacher Form als Hackbau und ernteten das Getreide, Pfahlbauweisen und Gerste, die in großen Mengen gesammelt wurden auf Handmühlen. Daneben war die Jagd die Hauptnahrungsquelle; die hauptsächlich von diesen Steinzeitmenschen erlegten Tieren sind Wildschwein, Bär, Edelhirsch und Urkuh. Ganz andere Verhältnisse herrschen in dem darüber gelegenen zweiten Steinzeitdorf. Die Böden der Wohnstätten sind unmittelbar dem Dorfe aufgelagert; wir haben also hier ein Moor- und Bauart der Steinzeit kennen gelernt. Die Hütten sind viel kleiner als die des Wohndorfes; wo dort ein Haus stand, erheben sich jetzt drei. Im Innern ist die Zweiteil-

lung des Raumes gewahrt; es lassen sich auch hier Wirtschafts- und Schlafraum feststellen, aber der unüberdachte Vorplatz fehlt. Die nahe aneinandergerückten Hütten stehen an langen, nur 1,30 Meter breiten Gassen. Auch die Geräte sind von denen des unteren Dorfes vollständig verschieden; zwei verschiedene Kulturen trafen also hier im oberbayerischen Lande um 2500 v. Chr. zusammen die des nordisch-indoarmanischen und des westlich-mitteländischen Kreises; dem ersten gehört die Pfahlbauweise, dem letzteren das Moorhaus an. Die Kulturrichtungen der beiden Steinzeitdörfer haben eine Mischform von über 1 Meter und lassen auf jahrhundertelange Beherrschung des Moores schließen. Es sind hier noch verschiedene andere Dörfer, deren Bewohner auf „Einbäumen“ zueinander führten. Ein solches „Schiff“ der Steinzeit wurde in der Nähe des alten Pfahlhofes in ganzer Länge von 8,60 Meter gehoben. Mit den so einfachen Mitteln der Steinzeit ist in diesen Dorfbauten hervorragendes geistiges, wie die überaus mühsame Rekonstruktion eines Moorhauses erwies, und sie finden noch heute bereit von dem Leben vor Zeitraufenden.

Die Post im Altertum.

Die Posteinrichtungen stehen im innigsten Zusammenhang mit dem geistigen und materiellen Leben eines Volkes und einer Zeit und mit den Einrichtungen des gesamten Staatswesens überhaupt. Der Hauptunterschied zwischen den Posten der Jetztzeit und der perfekten oder römischen des Altertums ist in erster Linie der, daß damals die Post ausschließlich für den Staat arbeitete, nur für diplomatische, polizeiliche und Verwaltungszwecke diente. Die ältesten Nachrichten über Posten finden wir bei den antiken Schriftstellern Herodot und Xenophon, auch im Buche Ctesias des alten Testaments ist davon die Rede. Als Gründer des Postwesens wird der König Cyrus genannt, dessen Einrichtungen dann von seinem Nachfolger Darius vervollständigt wurden. In 4 bis 5 Meilen voneinander entfernten Stationshäusern standen dauernd gesattelte Pferde und zum Aufbruch fertige Männer bereit. Der erste Reiter übernahm die Sendung dem zweiten, dieser dem dritten und so fort, bis sie den Empfänger erreicht hat. Von der Schnelligkeit einer solchen Post bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß die Kurier zu der 337 Meilen langen Strecke von Sardes nach Susa nur 6 Tage brauchten; die Reiter legten also täglich über 2 Meilen zurück. In Griechenland fand der Postverkehr meist nur See statt; im übrigen gab es dort Schnellläufer, die aber nur für kurze Strecken in Betracht kamen. Die politische Selbständigkeit Griechenlands machte die Ordnung und der Sicherheit des Postverkehrs gewaltig; überall lauerten Seeräuber und Wegelagerer auf willkommene Beute. Zudem waren im alten Hellas die Landstraßen bezüglich schlecht, einige wenige ausgenommen, die zu den großen Heiligtümern der Nation führten; nach Delphi und Olympia. Die Wege waren offenbar sehr niedrig und für Personenbeförderung; die Überfahrt von Griechenland nach Asien kostete pro Kopf etwas mehr als 1 M., was auch für damalige Begriffe wenig war. Später kommen dann auch die regelmäßigen Postverbindungen auf, aus deren Zeit die zahlreichsten auf uns gekommenen Briefe stammen. Die Römer waren bei der tollstollen Ausdehnung ihres Reichs und den vielen Statthaltern, die alle mit Rom in guter Verbindung stehen mußten, von vornherein auf eine ordentliche Post angewiesen, die auch hier nur dem Staat diente, während Privatleute ihre eigenen Boten bestellen mußten. Augustus erhielt keine Nachrichten aus Kleinasien innerhalb 20 Tagen, aus Parthia in 5 Tagen. In den einzelnen Stationshäusern standen oft bis zu 40 Pferde mit leichten Reitern und schweren Gepäckschreitern zur Beförderung der Personen und solcher Privatpersonen, die trotz kaiserlicher Verbotung die Weiterreise auf Staatskosten verlangen konnten. Die Bestellung und Erhaltung der Transportmittel oblag den einzelnen Gemeinden, eine Last, unter der viele oft schwer zu leiden hatten. Konstantin d. G. nützte dies aus, indem er im Krieg mit Persien ein ganzes Heer durch die Post auf den Kriegsschauplatz befördern ließ. Auch die Gerichte landeten er zum Zweck der allgemeinen Synoden und Konsilien per Post an ihren Bestimmungsort. Für die verschiedenen Posten waren auch Höchstgewichte festgelegt; das Gepäck eines Kuriers betrug im höchsten Fall 15 Kilogramm, das eines Reiters 50 Kilogramm, das einer Kalesche 100 Kilogramm, das eines Ellwagens 500 Kilogramm, das eines gewöhnlichen Postwagens 750 Kilogramm.

Die Arbeit im Wandel der Zeiten.

Im Schmelzebeines Angehtes sollst du dein Brot essen! Mit diesem Wort aus dem alten Testament wird die harte Arbeit, die den Kampf um das Dasein bedeutet, als Fluch für die Menschheit bezeichnet, und es ist kein Zweifel, daß die Völker seiner Zeit, wie alle Naturvölker, die nur von der Jagd leben, die geringe Arbeit, die sie überbauen leisteten, als eine ziemlich lästige Unterbrechung ihres An-den-Tas-Din-Lebens ansehen. Auch noch, als die Pleistozän, Anfang und damit bereits eine höhere Kulturstufe erklagen war, war die Arbeit noch sehr wenig geachtet. Erst als der Ackerbau lebhaftere Menschen machte und so den Weg zur Kultur wieder um ein gutes Stück förderte, kamen zwei Arbeitsweisen auf, die bald des edelsten Mannes würdigen waren: die Landarbeit und das Gewerbe des Handwerks. Alte Sagen belehren uns, daß sogar die Götter es nicht unter ihrer Würde fanden, das Schmiedehandwerk zu erlernen und kunstreiche Rüstungen zu machen. Interessant in dieser Beziehung ist ein Vergleich der ältesten griechischen Dichtwerke eines Homer und Hesiod. Bei jenem eine durchaus aristokratische Lebensanschauung, die mindestens von gewöhnlicher Handarbeit nichts wissen will und diese den Sklaven überläßt, bei Hesiod die wahre Bauernpoesie, die sich bereits zu der Erkenntnis ausschmückt: „Arbeit ist nicht schimpflich, schimpflich allein ist Mühsal.“ Je mehr aber in den nächsten Jahrhunderten die Sklaverei aufkam, desto tiefer schätzte man die Arbeit ein; jede Handarbeit war verachtet und selbst die Arbeiten der berühmtesten Künstler wurden recht verächtlich angesehen; jeder Freie hätte sich ihrer schämt. Das lateinische Wort für Arbeit: „labor“ bedeutet gleichzeitig Mühsal und nichts ist für die Anschauung der alten Römer bezeichnender als die Stelle aus einer Abhandlung Ciceros: „Niedrig ist der Erwerb aller Lohnarbeiter... alle Handwerker üben einen schmutzigen Beruf aus, denn die Werkstatt hat niemals etwas Edles an sich.“ Besonders die Schlichter, Werkmacher, Koch und Fischer waren verachtet. So weit ging die Unterdrückung der Arbeit, auch der künstlerischen, daß man sich im alten Rom nicht einmal ertraut, vor mehr als Anspruch auf eine bemalte Leinwand habe; der Maler oder der Verfertiger der Leinwand, Unstetigkeit hat das Christentum erheblich zur Verehrung der Arbeit über die Arbeit beigetragen; Paulus sprach das unerhörte Wort aus: „So jemand nicht arbeitet, soll er auch nicht essen.“ Augustin erblende in der Arbeit geradezu ein Mittel, Gott zu dienen; später sprach dann Luther das Wort, die Hand, die die Straße segt verrichtet Gottesdienst, und mit noch größerer Energie hat Kalvin von der Pflicht zu gewissenhafter Arbeit gesprochen. Neben dem Christentum kommen aber noch andere Elemente in Betracht. Mit Abschaffung der Sklaverei makte die Arbeit im Wert steigen, weil sich ja nun auch freie Männer dazu hergaben. Im Zeitalter der Renaissance erwachte dann der Mensch erst völlig zum Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung. Was er schuf, was den Stempel seiner Eigenart trug, gewann dabei an Wert und stand höher als alle Naturprodukte. Aus diesem Geist erstand damals auch das Kunsthandwerk, das sich ja gerade in den italienischen und deutschen Städten ihrer schaffensfrohen Periode zu einer so glänzenden Blüte ausschmückte. Dann aber brach das Zeitalter der Naturwissenschaften an, das für die Bewertung der Arbeit die wichtigsten Antriebe lieferte. Mit der Beherrschung und Ausnutzung der Naturkräfte gewann die Arbeit eine ganz neue Bedeutung; sie machte den Menschen unabhängig und selbstständig; während der Bauer ganz auf sich selbst mit einer Arbeit noch nicht acten ist, daß er überhaupt von unkontrollierbaren Faktoren abhängig ist, steht der Mensch in der Fabrik seinem Werk ganz anders gegenüber; er beherrscht überlegen den ganzen Erzeugungsprozess und kann den Erfolg seiner Arbeit am voraus kalkulieren. Mitte des 18. Jahrhunderts begann sich bereits die Philosophie mit dem Problem „Arbeit“ zu beschäftigen. Woher stammen Reichtum und Wohlstand der Nationen? Das war die große Aufgabe der jungen Nationalökonomie. Der Engländer Adam Smith hat in der Arbeit die eigentliche Quelle des Volkswohls und zugleich den eigentlichen Maßstab des Wertes der wirtschaftlichen Güter erkannt. Woher die landwirtschaftliche Produktion noch eine günstige Handelsbilanz machen ein Volk reich und annehmen, sondern allein die Arbeit. Heute ist die Arbeit für die Wohlstand eines jeden und zugleich die wichtigste Voraussetzung für den Wohlstand des einzelnen wie der ganzen Nation und nur selten wird man sich klar, welchen weiten Weg die Menschheit machen mußte, um zu dieser Erkenntnis zu kommen.

Hans Bleattens erster Ritt.

Stich von Richard Nieh, München.

Der Jodel Hans Bleatten war eine stillere Natur, als man unter seinen Berufsgenossen sonst findet. Er ging den meisten aus dem Wege. Die Pferde waren seine Freunde. Und er sprach ganz ernst mit ihnen, ernstlich vielschicht als mit Menschen, wenn er auf dem großen Trainingsfeld mit ihnen zu tun hatte. Hier entstand auch keine unglückliche Liebe zu Olga, der lichtbraunen Stute mit dem blauen Kopf, die im vorigen Jahre als zweijährige mehrmals an den Start geschickt worden und jedesmal als gute Vorleser durchs Ziel gegangen war. Bleatten aber traute ihr trotz all dieser Enttäuschungen viel zu und glaubte unverfälscht, daß Olga die ganze Welt eines Tages überfallen werde. Wenn er selber sie doch einmal reiten dürfte! Er kannte sie wie kein anderer. Und Bleatten mochte es, den Grafen Brinschulden eines Tages darum zu bitten. Er, der achtzehnjährige Lehrling, wollte auf Olga kein Jungfernenreiten reiten! Der Graf lächelte. Er hatte Olga nur darum genannt, daß die Stute wieder einmal herausläufe große Siegeshoffnungen leuchte er keineswegs auf sie... es war ja auch schicklich; Miramor als Sieger und die alte Schleiereule. Was sollte der Bub hier verderben? „Wenn Olga reist, gehört der halbe Preis dem Reiter“, sagte er, da er vom Gegenteil überzeugt war. „Also, es gibt 1000 M. zu verdienen.“

Bleatten war stolz. Dieser Ritt war für ihn von allergrößter Bedeutung. Er sollte ihm noch etwas anderes bringen: Hedda. Wer war das? Nun, ein kleines Barnäbel, das er vor kurzem einmal kennen gelernt hatte: sehr blond, hübsch, aber wahrhaftig tollt; ein über Rader. Für die war Hans Bleatten gleich beim ersten Anblick in Liebe erglüht.

Am Vor-Samstag eines „Olga-Rennens“ traf er sie in einem Gartensalfe.

„Geben Sie mir für morgen einen guten Tip, der viel Geld bringt, dann werden Sie in die tolle Riste aufgenommen.“

„In die tolle Riste?“ fragte er. „Rosa Riste? Das kann so schlagend... Süß Hanna das!... Dort stehen alle Herren, die mich verehren dürfen“, lachte die Kleine. „Also dann...“ flüsterte der junge Hans Bleatten und zitterte dabei... „dann legen Sie auf Olga. Aber verraten Sie das keiner!“

„Ich reite sie morgen.“

„Sie? Schon laul! Dann laufe ich mit lieber Bräutchen für mein Geld.“ Hedda lachte, daß der Marzortlich erlachte.

„Es ist mein Geheimnis, aber Olga reist sicher. Olga muß reiten!“ lachte Bleatten selbstbewußt.

„Na, um so besser. Dann können Sie ja lachen.“ Sie dachte: „Wirklich ist es eine Schiebung. Ich kann morgen Millionärin werden.“

Hans Bleatten küßte ihr die Hand. Dann ging er.

Was war denn heute mit Olga los? Staunen und Aufregung wuchsen immer höher auf den Tribünen, auf dem Kalen, überall. Sie lief gleich am Anfang ihrer Gesellschaft davon. Der Junge kann gar nicht reiten... Wird nicht lange machen können bei diesem Tempo... sagte ein Professional. Aber die Distanz zwischen Olga und dem Hedda vergrößerte sich von Sekunde zu Sekunde. Sollte gar dieser knaßte Außenleiter Miramor schlagen? Unmöglich! Man murmelte...

Olga lief unermüdlich. Miramor und Schleiereule gaben ihr Beifall, aber sie konnten die große Entfernung nicht mehr einholen. Bleattens Herren waren aus äußerster gespannt, wie er so frei dahinlief. O Olga! O Hedda! Best... in den Einlauf! Rosarot kochen ihm das Feld entgegenzulaufen... das Hed... Nun noch den letzten Sprung... O Hedda! Er rief die Blau an... Er mocht's... der Bub macht das Rennen... Donner-kei!

„Berst... der trassete Outfider... Verdammt!“

„Wuh! Schiebung! Miramor wird verhalten... Ist das ein Ritt?“

„Bravol Bleatten... Bravol Olga!“

„Schieber!... Schieber!“

Da... die letzte Hürde! Nun war die Sache entschieden. Doch plötzlich... das Gemurmel schwoll an... und wird zum Schrei... ärmershaft... vielschicht auf befreiend aus Spannung. Ein Schrei... ein Ruf... „Bleatten ist geblieben!“

Tausend Augen richteten sich nach der Unfallstelle. Zehntausende verfolgten die letzten Sekunden des Rennens. Man hat noch keine Zeit für Mitleid. Noch stärker als die Senation löst die Sorge um das eigene Geld. Miramor ist favorit. Miramor macht mit Schleiereule totes Rennen. Kopf neben Kopf durchfahren sie das Ziel... Die Menge schimpft. Dann mozt sie auseinander. Eine riesige Welle

geht dem Ausgang zu, durch den vor 10 Minuten noch sieben bunte Reiter hofs in die Bahn geritten sind. Hier bringt man Bleatten... auf einer Bahre.

„Komm, Loni“, sagt Hedda, „ich muß ihn sehen... O, der arme Kerl... Er hat sich nicht mehr gerührt... Ja, das's genau bemerkt... Er ist tot... zweifellos... Ich muß ihn sehen... Er sieht nicht wunderbar schrecklich aus.“ Die Damen stürzten davon. Ihre Anmut schwindet. Herren eilen ihnen nach. Nicht ihnen... den Jodel wollen sie alle leben, den toten...

Wenn er nicht das dumme Vieh gehabt hätte, handert-tausend Geld hätte er gebracht...

„Rustt!“

Man drängt sich vor. Schutzleute rufen: „Nur Seite, bitte.“ Man röst, drängt... „So geben Sie doch den Raum frei, meine Herrschaften.“

Da... endlich kommt die Bahre.

„Er ist eigentlich sehr hübsch“, sagte Hedda. „Schade... Wie bleich er ist... er ist aber tot...“

Die bleichen Schauer. Wie im Kino... mondmal.

Der Arzt klärt voran und bereitet alles zur Untersuchung vor. Er weiß noch nicht, was es ist. Zudt die Wästel, als man ihn fragt. Ein Herr legitimiert sich als Beileverreiter. Es nützt ihm nichts.

Bleatten ist wachbleich. Als letzter Gruß des Lebens perlen Schweißtropfen glühend auf seiner Stirn; groß, kühlend... laßt. Eine Strähne seines dunklen Haars liegt auf der Schläfe... Seine Hände sind zur Erde gesunken... So trägt man ihn durch die Menge, die dem Juge folgt... „Er ist tot!“ Man fragt neugierig die Beamten, die ganz Interesse, Mitleid...

Da plötzlich... zwei Dupentide: Die Totalisatornoten werden bekannt gegeben. „Was hat Miramor gebracht?“

Man klärt davon... man denkt... Schon werden auch die Namen der Pferde für das neue Rennen aufgezogen.

Wie? Nur fünf Gänge? Man schimpft auf die „Klein-Hadt“...

Inzwischen wird Bleatten in den Krankenwagen gehoben. Es ist diesmal ein Leichenwagen, wenn er langsam durch die Wagenburg der Equipagen und Automobile vom Platz fährt...

Breiteleute machen noch Notizen: Brustkasten eingedrückt, Schläge mit dem Hufe... Sofortiger Tod...

Dann ist der Fall Bleatten vergessen. Doch nein. Eine weint noch um ihn: Hedda. Sie hatte ja 50 Mark auf ihn gesetzt...

